

Entgegenkommen

Autor(en): **Hesse, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 5

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634868>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 5 - 28. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

29. Januar 1938

Entgegenkommen

Von Hermann Hesse

Die ewig Unentwegten und Naiven
Ertragen freilich unsre Zweifel nicht,
Flach sei die Welt, erklären sie uns schlicht,
Und Fafetei die Sage von den Tiefen.

Denn sollt' es wirklich andre Dimensionen
Als die zwei guten, altvertrauten geben —
Wie könnte da ein Mensch noch sicher wohnen,
Wie könnte da ein Mensch noch sorglos leben?

Um also einen Frieden zu erreichen,
So laßt uns eine Dimension denn streichen!
Denn sind die Unentwegten wirklich ehrlich,
Und ist das Tiefensehen so gefährlich,
Dann ist die dritte Dimension entbehrlich.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER

28

„Jetzt nichts mehr, Heinrich; mit diesem Wort wollen wir scheiden.“

Sie erhob sich, umarmte ihn heftig; sie küßte ihn mit glühendem Mund; sie gab sich einen Ruck — das Gesicht schon weggewendet, streckte sie ihm noch einmal die zitternde Hand — und war die erste, die ging.

Er stand unschlüßig. Sollte er ihr nicht nachsehen? —

Die Füße trugen ihn kaum, als er abwärts schritt.

Unwillkürlich wandte er den Kopf, doch ohne die Hoffnung, sie noch einmal zu sehen. Sie war aber zu dem Kreuz zurückgekehrt; auf der Erde kniend, das Haupt tief geneigt, hielt sie es mit beiden Armen umschlungen.

Leise rief er: „Doia!“

Sie hörte ihn nicht, und er wagte es nicht, zu ihr zurückzukehren. Die Tränen drängten sich ihm in die Augen, die Tränen des Mitleids mit ihr.

Gab es für sie wohl eine Auferstehung aus ihrem erschütternden Leid, eine Zukunft und ein Gedeihen für ihre Liebe?

Er kam nach Santa Maria hinunter und merkte es kaum.

„Schade, daß Sie nicht gestern zu mir hereingetreten sind“, begrüßte ihn der Wirt Soliva; „Ferner war da!“

Was galt ihm in diesem Augenblick der Topograph! Nicht einmal an Tilla Scheck dachte er, nur an die dunkle Gestalt zu Füßen des Kreuzes auf einsamer Höhe.

Er nahm die Mittagspost hinunter nach Disentis; er sehnte sich nach einer Herzensausprache mit Pater Placidus; aber er ahnte wohl, daß ihm auch der Benediktiner wenig Trost würde

bieten können. Doia konnte nicht über die schrecklichen Erlebnisse der letzten Wochen hinwegkommen. Sie war dafür eine zu empfindsame und tiefe Natur. Eine andere hätte sich wohl auch von dem Schicksal des ungeliebten Verlobten ergreifen lassen, aber sich dann mit dem Gefühl der Befreiung zu frischem Lebensmut aufgerafft.

Sie nicht! Was geschehen war, blieb für sie das Ewig-Gestrige. Sie konnte es nicht abschütteln. Mit dem Kopf wohl, aber nicht mit der Seele.

Es war ein Unglück, daß er allein in die Heimat fahren mußte!

In der Ferne winkten schon die weißen Türme von Disentis.

Als die Post in Curaglia den üblichen Halt machte, fragte er einen Dörfner nach dem Ergehen Peter Cabons. Fast wider seinen Willen eilte der junge Mann zu dem Genannten und holte ihn herbei. Nun freute es Landsiedel doch, den Gefährten seiner Reise durch das Bündnerland wiederzusehen. Er anerkundete ihm die geschenkten drei Franken zurückzuerstatten.

„Wozu?“ sperrte sich der lange, hagere Cabon. „Das Geld ist nicht aufgeschrieben worden. Hätte sich nicht die dumme Geschichte begeben, die mir meine Frau nie verzeiht, so müßtet ihr unbedingt ein paar Tage bei mir bleiben!“

Landsiedel aber sehnte sich bloß nach Pater Placidus.

Ein, zwei Stunden, nachdem er Peter Cabon gesehen hatte, stand er Auge in Auge mit dem Benediktiner, der ihn einlud, im Kloster zu nächtigen.